

NATÜRLICH KANN MAN HIER NICHT LEBEN

Nilay lebt mit ihrem älteren Bruder und ihren Eltern in Berlin. Den ganzen Tag läuft im Wohnzimmer der Fernseher: Die Eltern von Nilay, Hülya und Selim, starren gebannt auf den Bildschirm. Die Proteste auf dem Taksim-Platz und dem Gezi-Park in Istanbul im Jahr 2013 sind zu sehen. Nilay ist fasziniert und euphorisiert von den Protesten in der Türkei. Dort wird sie jetzt gebraucht, sie will die Protestierenden unterstützen. Was soll sie hier in Deutschland, täglich mit Rassismus konfrontiert? Sie versteht nicht, warum ihre Eltern so resigniert sind. Auch ihr Bruder Emre dringt nicht zu ihr durch, als er ihr sagt, sie lebe hier und müsse hier kämpfen. All dies macht Nilay wütend.

In ihrem ersten Roman erzählt Özge Inan die Geschichte von Nilays Eltern Selim und Hülya, von ihrem Leben und Kampf als politische Linke in der Türkei in den 80er Jahren und von ihrer Entscheidung, ins Exil zu gehen.

Die Mutter Hülya zieht aus einem Dorf nach Izmir. Sie will nicht die traditionellen Rollenbilder erfüllen, sondern möchte studieren, arbeiten und politisch aktiv sein. Sie studiert Medizin und wird bei der politischen Arbeit an der Universität auch bei den Linken mit patriarchalen Strukturen konfrontiert. Nilays Vater Selim ist schon seit Schulzeiten auf einem Seminar in Izmir. Wie viele andere ist er Mitglied der kommunistischen Partei: Marx-Lesekreise, Plakate müssen verklebt, Demonstrationen vorbereitet werden. Die Schüler*innen kümmern sich umeinander. Die beiden lernen sich an der Universität kennen und lieben. Hier kämpfen sie mit anderen Linken in der Studierendenbewegung für eine Türkei, in der sie leben und bleiben können.

Bis zum Militärputsch 1980 gibt es in der Türkei eine starke Linke, eine starke Gewerkschaft und starke Arbeiter*innenbewegung. Immer wieder kommt es zu Auseinandersetzungen mit den Grauen Wölfen, den Rechten ... Nach dem Putsch wird für Hülya und Selim die Situation immer prekärer und gefährlicher. Es kommt zu Verhaftungen, Folter, Todesstrafen und Verboten von Gewerkschaften und Parteien. Viele der politischen Linken, darunter auch viele Kurd*innen, sehen sich gezwungen, ins Exil zu gehen.

Özge Inan: Natürlich kann man hier nicht leben. Piper, 240 S., 24 Euro.

SAUHUND

Kreis Bad Tölz – Wolfratshausen, die bayrische Provinz in den 80er Jahren und mittendrin Flori, der über eine Kontaktanzeige versucht, Männer kennenzulernen, die ihn aber nur fest drücken zum Abschied. So geht er in den Park, um dort nach anderen Männern Ausschau zu halten, nach Männern mit denselben hungrigen Augen wie den seinen.

Floris Vertraute und der schillerndste Bezugspunkt im tristen Dorf ist Frau Eichinger. Sie lebt im Pflegeheim, in dem er seinen Zivildienst ableistet – aber sie ist in Gedanken freier als die anderen Kleinstadtbewohner, und außerdem hat sie einen wunderschönen Pelzmantel im Schrank hängen, über den Flori manchmal sehnsüchtig streichelt. Und dann ist da noch Georg. Georg, mit dem Flori ein paar Monate eine geheime Beziehung führt. Aber klar ist, nie wird Georg zu ihm stehen.

Unter der Woche arbeitet Flori im Loisachkaufhaus, mit den anderen Verkäuferinnen versteht er sich wunderbar, am Liebsten hat er aber Besuch von Frau Eichinger, die fast nie was kauft, aber ihn ermutigt, Kleidung aus der Damenabteilung anzuprobieren, wenn nichts los ist. Und so passiert es, dass Flori sich in ein rotes (falsches) Satinkleid verliebt, und als die Chefin wieder einmal nicht da ist, probiert er es heimlich in der Umkleidekabine an. Es passt wie angegossen. Da es für ihn unmöglich scheint, das Kleid legal zu erwerben, muss er es einfach mitnehmen. Flori erliegt immer öfter dem Reiz des Klauens „fischer Sachen“, und irgendwann kommt alles raus.

Flori haut ab und macht sich auf in die große Stadt – ohne Abschied von seiner Mutter oder von Georg, nur der Frau Eichinger vertraut er sich an, dass er wegmuss, ins Leben, in die pulsierende Metropole München. Zu seinem Glück lebt dort seine einzige Freundin aus der Berufsschule. Fortan wohnt Flori bei Theresa in einer kleinen Einzimmerwohnung, und es stellt sich heraus, dass Theresa für zu vieles verantwortlich sein muss, da Flori vieles nicht schafft: Sich um einen Job zu kümmern und zur Miete beizutragen, einkaufen zu gehen (geschweige denn dafür Geld übrig zu haben). Er ist komplett damit beschäftigt,

sich in der Stadt und der schwulen Münchner Szene zurechtzufinden, sich zu verlieben, verletzt zu werden, sich mit Alkohol zu trösten und Party zu feiern.

Irgendwann ist Theresa erschöpft und Flori wütend auf sie, und er zieht aus. Aber wo soll einer wie er hin, ohne Geld, ohne Job und so? Die Szene nimmt ihn auf, und so landet er bei Miguel und seinem Freund. Die beiden verlangen nichts von ihm, außer dass er den Telefondienst für das rosa Telefon ab und an übernimmt. Ein Gefühl des Angekommenseins stellt sich für eine Zeit ein, etwas Weiches, Flauschiges, und das Bedürfnis, die „beiden alten Warmen vor der Franz-Josef-Strauß-anbetenden Hausverwaltung zu beschützen“.

Lion Christ hat die Fähigkeit, so nah und echt über seine Figur zu schreiben, als würden wir sie tatsächlich begleiten, mit all ihren guten und schlechten Eigenschaften, den Wünschen und Sehnsüchten, den gebrochenen und eingehaltenen Versprechen und den verfehlten und eingelösten eigenen Vorsätzen.

Das Suchen nach einem Platz in der Welt ist als schwuler junger Mann inmitten des ersten AIDS-Jahrzehnts in Deutschland nicht leicht. Und so ist das Buch ein Denkmal geworden an die Liebenden und Liebe-Suchenden der 80er Jahre.

Lion Christ: Sauhund, Hanser, 363 S., 24 Euro.

WENN DAS SCHWIMMBAD ZUM RETTUNGSANKER WIRD

Jeden Abend geht Tilda ins Schwimmbad und schwimmt 22 Bahnen, manchmal auch ein, zwei mehr. Der Sommer ist heiß und schweißtreibend, und tagsüber hat sie genug zu tun: sie studiert Mathematik in der nächsten Stadt und arbeitet nebenbei als Kassiererin im örtlichen Supermarkt. Alle, die sie von früher kannte, sind mittlerweile in die weite Welt gezogen und haben das Provinznest hinter sich gelassen, in dem Tilda gestrandet ist. Sie sind in Berlin oder sonstwo gelandet und haben lange Reisen hinter sich; Tildas Erinnerungen an Kleinstadt-Raves, örtliche Drogenparties, Alkohol und Küsse sind zwar nicht verblasst, haben aber wenig mit ihrem jetzigen Leben zu tun.

Schon immer war sie etwas anders. Andere Kinder hatten Familien, bei denen es einen gedeckten Abendbrottisch und gemeinsame Freizeitaktivitäten gab. Tilda hingegen hat schon seit langem nur eine Mutter, die ihren Alltag nicht bewältigen kann; seit Tildas Vater abgehauen war, ertränkte sie ihren Frust in Alkohol. Tilda verbrachte so viel Zeit wie möglich bei ihrer Freundin, doch als ihre Mutter wieder schwanger wurde – der Erzeuger machte sich noch während der Schwangerschaft aus dem Staub –, veränderte sich alles, da Tilda sich nun um ihre kleine Schwester kümmern und sie vor den periodischen Ausrastern ihrer Mutter beschützen musste.

So lebt Tilda jetzt also in ihrem Provinzkaff, studiert Mathe, schirmt Ida vor ihrer Mutter ab, schwimmt täglich ihre Bahnen – und zieht sich mit Ida in Idas Zimmer oder in den Wald zurück, wenn ihre Mutter ihre Phasen hat. Manchmal trinkt die Mutter ein paar Tage nichts, aber wie sie sich dann um ihre Töchter kümmern soll, weiß sie nicht, und Tilda und ihre Schwester wissen aus Erfahrung, dass es ihre Mutter nicht lange ohne Alkohol aushält. Sie leben in der beständigen Erwartung von Ausrastern, überzogener Zuneigung oder einem Klinikaufenthalt, und während Tilda gelernt hat, sich einigermaßen in der Welt zurechtzufinden, auch wenn sie ihre Nase am liebsten in Mathebücher steckt oder sich auf den Grund des Schwimmbeckens setzt, um Schwimmgäste von unten zu beobachten, ist Ida schüchtern geworden und hat ein wenig Angst vor der Welt und den Menschen in ihr.

Doch dann passiert etwas Überraschendes. Eines Tages zieht ein junger Mann seine Bahnen im Schwimmbad, der Bruder eines Mitschülers von früher, der bei einem tragischen Unglück ums Leben kam. Plötzlich denkt Tilda nicht mehr nur an Mathe, Ida und die Bewältigung des Alltags, sondern Viktor macht sich in ihrem Kopf breit, ohne dass sie etwas dagegen tun kann, und Libellen schwirren in ihrem Bauch. Tilda ist nicht unerfahren, sie kennt Knutschen und Sex, aber fürs Verliebt-Sein ist nicht, nie, der richtige Zeitpunkt, solange sie zu Hause lebt. Und dann macht ihr ihr Professor den Vorschlag, sich in Berlin auf eine Promotionsstelle zu bewerben, wofür sie jedoch den Ort ver- und ihre Schwester bei ihrer Mutter zurücklassen müsste.

Die Geschichte von Tilda und Ida erzeugt geradezu einen Sog, aus dem sich die Leser*innen kaum befreien können. Immer wieder brechen die beiden prädisponierten Opfer der Verhältnisse aus ihren vorgefertigten Rollen aus und verschaffen sich Momente der Selbstbestimmung und des Glücks, bevor die Realität sie wieder einholt, und immer wieder zeigen sie ihrer Mutter den Mittelfinger, die sie trotzdem mögen,

und vergessen die verflixte Sucht und die Zwangslage, in der sie stecken. Das Gegenbild zur Mutter, die nicht begreift, was mit ihr passiert, ist die Beziehung zwischen Tilda und Ida; die ältere Schwester ermutigt sie und versucht, die Zehnjährige gegen die Eskapaden ihrer Mutter zu wappnen und sie auf ein eigenständiges Leben vorzubereiten. Manchmal scheint es sogar, als läsen die Leser*innen eine Parabel auf das allgemeine Leben im Falschen, in beschädigten Verhältnissen, in denen gesellschaftliche Zwänge für die allermeisten wie eine Zwangsjacke wirken und sich doch, unerwartet vielleicht, immer wieder Freiräume auftun, um sich wehren zu können, solidarische Momente und Ehrlichkeit – auch wenn sich grundsätzlich nichts ändert.

Die Sprache, mit der die Autorin ihre Geschichte ausschmückt und vorantreibt, bleibt alltäglich, und trotzdem stehlen sich einzelne Passagen und Schilderungen nach dem Lesen in die Erinnerung, die wie verzaubert wirken: als wäre es der Autorin gelungen, Unsagbares in Worte zu fassen.

Caroline Wahl: 22 Bahnen. DuMont, 208 S., 22 Euro (auch bei der Büchergilde Gutenberg).

DIE SYNAGOGE

Joann Sfar, international bekannt geworden durch „Die Katze des Rabbiners“, schreibt und zeichnet in seinem besonderen Stil und mit kolorierten Zeichnungen einen nachdenklichen Rückblick auf sein Leben, seine Familie. Er hat eine schwere Corona-Erkrankung überstanden und ist in der Genesungsphase. Aus der Sicht eines Fünfzigjährigen erzählt er von seinem jüngeren Ich. Wir sehen und lesen in dieser Graphic Novel, wie er aufwächst.

Joann wächst bei seinem Vater auf, der aus Algerien nach Nizza ging. Dort ist dieser ein angesehenes Mitglied der jüdischen Gemeinde und ein erfolgreicher Anwalt, der einige Neonazis ins Gefängnis gebracht hat. Wie schon der Großvater stürzt sich der Vater auch ins Getümmel und lässt die Fäuste sprechen. Joann hingegen ist still und zurückgezogen und bei körperlichen Auseinandersetzungen, so zeigt der Comic humorvoll, eher hilflos.

Die Graphic Novel beginnt in Frankreich in den späten 1980er Jahren. Anfang des Jahrzehnts gibt es viele Bombenanschläge auf jüdische Einrichtungen und Anschläge auf Personen. Der Front National äußert sich zu dieser Zeit offen antisemitisch. Die jüdische Gemeinde in Nizza ist besorgt und organisiert selbst einen Wachschutz, dem sich auch der jugendliche Sfar anschließt. Die Mitglieder werden im Kampfsport ausgebildet, um die Synagoge und ihre Mitglieder und nicht zuletzt sich selbst schützen zu können.

Weitere Episoden erzählen vom Leben des Vaters als kleiner Junge in Algerien oder von Joanns Treffen mit seinem Großvater, der sich als Kriegsheld begreift. Beide werden von Joann heiß geliebt, aber es ist schwierig, neben ihnen zu bestehen.

Hauptthema aber ist, als verbindendes Element, die ständige Auseinandersetzung mit der alltäglichen Gewalt und den Ressentiments, denen Joann Sfar als Jude begegnet, dem Antisemitismus, auch bei Linken. Der Autor führt in seinem Kopf Selbstgespräche, wie dem Antisemitismus und dem Hass am besten zu begegnen sei.

Doch mit Gewalt?

Joann Sfar: Die Synagoge. avant, 208 S., 30 Euro.

MIT DEGROWTH-KOMMUNISMUS GE-GEN DIE KLIMAKRISE

In *Systemsturz* wird nicht nur geklärt, warum individueller Konsumverzicht, Grüner Kapitalismus oder Geo-Engineering keine Lösungen bezüglich der Erderwärmung bieten, sondern auch, was denn nun die Lösung darstellt: Degrowth-Kommunismus.

Der Autor, Kohei Saito, hat sich auch in seinen früheren Veröffentlichungen mit diesem Thema beschäftigt, im Gegensatz zu diesen ist *Systemsturz* jedoch für ein breiteres, nicht-akademisches Publikum geschrieben. Durch seine Mitarbeit an der Marx-Engels-Gesamtausgabe hatte Saito Einblick in Marx' Forschungsnotizen, die er intensiv ausgewertet hat. Marx hat sich in seinen späteren Jahren unter anderem intensiv mit Ökologie und vor- beziehungsweise außerkapitalistischen Gesellschaften beschäftigt. Diese Studien waren, laut Saito, keine Ablenkung von der Veröffentlichung des 2. und 3. Bandes des Kapitals,

wie es oft dargestellt wird, sondern seien für Marx wichtige Referenzen bei der Entwicklung einer ökologisch nachhaltigen Gesellschaftsform gewesen.

Zentral dabei sind für Saito eine inhaltliche Abwendung vom Produktivismus des Kommunistischen Manifests und die Entwicklung des Konzepts eines Degrowth-Kommunismus, also einer sozialistischen Gesellschaft, in der die Wirtschaft schrumpft. Denn: Auf einem Planeten mit endlichen Ressourcen kann es kein unendliches Wirtschaftswachstum geben. Deswegen muss dieses verringert werden. Der Kapitalismus ist allerdings auf Wirtschaftswachstum angewiesen: Es heißt wachsen oder untergehen, fressen oder gefressen werden. Deshalb wird dieser immer die ökologischen Grundlagen unserer Existenz zerstören. Lange hat die imperiale Lebensweise der westlichen Industrienationen dafür gesorgt, dass die katastrophalen Auswirkungen des Kapitalismus in den globalen Süden ausgelagert wurden. Doch mittlerweile spüren auch die Menschen hierzulande am eigenen Leib die Auswirkungen von Umweltzerstörung und Erderwärmung. Es ist allerhöchste Zeit, endlich einen endgültigen Ausweg aus dieser Misere zu finden; dieses Buch könnte dabei als Wegweiser dienen.

Kohei Saito: Systemsturz. Dtv, 315 S., 25 Euro.

QUISLINGE UND DAS ÜBERLEBEN IN OSLO

Am 9. Juli 1940 griff die deutsche Wehrmacht Norwegen an und besetzte das Land. Die Versorgungslage ist schlecht für die Norweger, viele nagen am Hungertuch; Arbeit ist rar gesät, vor allem für jene, die nicht mit den Nazis und ihren norwegischen Quislingen kollaborieren.

Drei Jungs, vielleicht vierzehn Jahre alt, versuchen, das Beste aus der Situation zu machen und sich durchzuschlagen und ihre Eltern und älteren und jüngeren Geschwister zu unterstützen. Sie leben in einem Arbeiterviertel, eine Familie in einem oder zwei Zimmern, eine Dusche gibt's beim Nachbarn; sie gehen zwar noch zur Schule, verbringen aber die meiste Zeit auf der Straße – und haben ein zwiespältiges Verhältnis zu ihren Vätern. Diese scheinen merkwürdig lethargisch zu sein; oft hängt es an den Jungs, was zu essen oder Geld zu besorgen: mal finden sie ein Fahrrad, richten es her und verkaufen es weiter, mal stehen bei ihren Streifzügen durch die Stadt Keller- oder Terrassentüren offen, und sie holen sich, was sie brauchen.

Als einer der Väter verhaftet wird und ein anderer nach Schweden flüchtet, müssen die Jungen in die Rolle der Familienverantwortlichen schlüpfen und sich um ihre Geschwister und um allein gelassene Kinder kümmern. Sie wissen nicht, was passiert ist; Gerüchte gehen um, dass die Väter zum Widerstand gehörten, tatsächlich findet sich auf dem Dachboden der Arbeitersiedlung eine Funkanlage, und der verhaftete Vater hinterließ seinem Sohn kryptische Nachrichten: eine Parole und einen Zettel mit Adressen.

Die Parole sagt der Sohn zu einer Wache vor einem Nachschubdepot der Nazis – und findet dort Arbeit; bald bearbeitet er Transportlisten und wird vom norwegischen Widerstand gegen die Nazis kontaktiert, aber er bleibt reserviert und will eher herausfinden, was mit seinem Vater passiert ist. Die Adressen entpuppen sich als Orte, an denen leer stehende Villen zu finden sind, und die Jungen und ihre Freunde beginnen, die Häuser auszuräumen – was essbar ist, landet bei ihren Familien und bei Nachbarn, vieles wird auf dem Schwarzmarkt verkauft und zu Geld gemacht, und einiges wird gebunkert.

Mit den Nazis arbeiten sie niemals zusammen, mit dem Widerstand sympathisieren sie, schließen sich aber keiner Widerstandsgruppe an. Die Menschen aus dem Widerstand, die sie kennenlernen, sind eher rätselhaft und reserviert, und die Jungs wären eh zu undiszipliniert und haben genug damit zu tun, ihre Familien und Ziehkinder zu versorgen. Sie werden zu früh in die Rolle von Erwachsenen gedrängt, für Flirts mit Mädchen bleibt keine oder wenig Zeit, aber dafür steht abends manchmal Whiskey und Wein auf dem Küchentisch.

Allmählich wachsen den Jungen ihre Schwarzmarktgeschäfte über den Kopf; sie werden unsicher und kommen mit der Situation nicht mehr richtig klar – und das Schicksal lenkt sie auf sehr unterschiedliche Bahnen, auch wenn ihre Freundschaft darunter nicht leidet. Einer von ihnen stirbt, einer landet für mehrere Jahre im Gefängnis, und der dritte, der Sohn des verhafteten Vaters, erlebt die Feiern am Ende der Besatzungszeit. Der Schwarzmarkt blüht weiter, als wäre nichts geschehen, die allermeisten Kollaborateure kommen ungeschoren davon, aber der Junge schafft es, seinen Weg zu gehen, auf dem ihn der verhaftete Junge später eine Zeit begleitet. Doch eine Frage zehrt an ihm: wer hat seinen Vater denunziert und

an die Nazis verraten? – eine Frage, die nach der Niederlage der Nazis kaum jemanden interessiert, da, wie in Deutschland, Mittäter*innen und Mitläufer*innen sehr selten bestraft werden.

Die drei Jungen, ihre Freunde, ihre Geschwister, ihre Familien und ihre Väter sind keine Held*innen, auch der norwegische Widerstand bestand eher aus ‚normalen‘ Menschen, die in Sachzwängen gefangen und zu schwierigen Entscheidungen gezwungen waren. Niemand wird an übermenschlichen Taten gemessen, die alltägliche Widerspenstigkeit ist beeindruckend genug – aber schon diese stürzt die Jungen in Schwierigkeiten, die sie des öfteren überfordern. Gerade deshalb wachsen sie den Leser*innen ans Herz, selbst wenn sie Unsinn anstellen.

Roy Jacobsen: Die Unwürdigen. Beck, 331 S., 26 Euro.

DAS LAND, WO DIE MILIZEN BLÜH‘N

Montana ist der viertgrößte Bundesstaat der USA. Hier, im Nordwesten, wo es früh Winter wird, leben allerdings nur ein wenig mehr als eine Million Menschen. Die größte Stadt ist kleiner als Göttingen, die Hauptstadt ein Provinznest; das Land besteht vor allem aus Bergen, Hügeln und Flüssen, und wo es möglich ist, aus Äckern und Weideland – folglich sind Landwirtschaft und Viehzucht die Haupteinnahmequellen, gefolgt von Bodenschätzen und dem Tourismus. Ab 1987 wurde Montana, wie der gesamte Mittlere Westen der USA, von einer mehrjährigen, verheerenden Dürre getroffen, die in der Folgezeit schwere soziale Verwerfungen nach sich zog, da viele Bauern und Viehzüchter ihr Land verkaufen mussten oder die Pacht für (staatliches) Land nicht mehr bezahlen konnten (einige hatten Glück: auf ihrem Land wurde Erdöl gefunden). Die agrarische Strukturkrise wurde dadurch verschärft, dass die Umweltbehörden (Bundeseinrichtungen) staatliches Land brach liegen ließen, den Naturschutz ausweiteten und im benachbarten Yellowstone-Park Wölfe aussetzten, die sich rasant vermehrten und auch nach Montana wanderten und dort Vieh rissen. Land- und Viehbesitzer konnten sich dagegen nicht wehren, da sie ohne Erlaubnis keinen Wolf erschießen durften – was sie als massiven Eingriff in ihre Autonomie und ihre Rechte als Landeigentümer verstanden. Ein freier Mann besitzt ein Stück Land, das er beackert oder beweidet und verteidigt es mit seiner Knarre – dieses individual-anarchistische, reaktionäre Lebensmodell, eigentlich eine Western-Parodie, aber in den USA weit verbreitet, geriet endgültig in eine Krise, als die kapitalistische Ökonomie verstärkt an ihre Türen klopfte, sich viele verschuldeten, ihr Land verloren und sie nicht einmal mehr jagen durften, was sie wollten.

Der (drohende) soziale Abstieg zog eine Radikalisierung eines Teiles der (weißen, männlichen) Bevölkerung nach sich; eine eh weit verbreitete antistaatliche und evangelikale Einstellung mündete bei vielen in eine reaktionäre Ablehnung der staatlichen Autorität jenseits der Gemeinde und führte bei manchen zur Gründung regionaler ‚Befreiungsbewegungen‘ und bewaffneter Milizen (die auch viel später beim Sturm aufs Kapitol mitmachten).

Vor diesem Hintergrund spielt ein wunderbarer Roman des Autors Joe Williams, der in Montana geboren wurde (und in Oregon lebt, also in der Nachbarschaft). Barack Obama ist gerade zum Präsidenten gewählt worden, Wasser auf die Mühlen derer, die den Staat als Eindringling betrachten, und das Gerücht geht um in Delphia und in angrenzenden Orten, dass eine illegale, kollektive Wolfsjagd stattfinden soll, um es ‚denen da oben‘ mal so richtig zu zeigen.

Gillian, eine Schulsozialarbeiterin/Lehrerin, versucht, die Kids von sozial abgehängten und enttäuschten Eltern dazu zu bewegen, die staatliche Schule abzuschließen (reichere Kids gehen eh auf Privatschulen) – eine Sisyphos-Arbeit, die oft zu nichts führt, da es für die Kinder der Ärmern und Verarmten vor Ort nahezu keine Perspektive gibt und ihre Eltern den Sinn eines Schulabschlusses nicht einsehen. Vor längerer Zeit war sie mit ihrem Ehemann und ihrer kleinen Tochter nach einer Odyssee durch die USA nach Montana gezogen, wo ihr Mann aufgewachsen war; da dieser als Ranger arbeitete, der Naturschutzbestimmungen durchsetzte, waren sie nirgendwo richtig willkommen. Ein Jahrzehnt, bevor der Roman beginnt, wurde er erschossen: von einem Jugendfreund, der sein Land zu verlieren drohte und einen Wolf getötet hatte, wofür er verhaftet werden sollte – er drehte durch, erschoss den verhassten Vertreter des Gesetzes, flüchtete in die Berge und ward nie mehr gesehen.

Gillians Weg (und jener ihrer Tochter, die noch zu Hause wohnt) kreuzt sich mit jenem von Wendell, dem Sohn des Mörders ihres Ehemanns. Wendell lebt in einem Trailer, hat die Steuerschulden seines Vaters geerbt und sitzt auf den Kosten für die Behandlung seiner Mutter, die chronisch krank war und

vor einiger Zeit gestorben ist. Eines Tages taucht eine Sozialarbeiterin auf und liefert einen Jungen bei ihm ab, den Sohn einer Cousine, die wegen Drogenvergehen für längere Zeit im Knast gelandet ist. Der Junge spricht nicht, aber Wendell kümmert sich liebevoll um ihn, so gut er kann, und nimmt ihn mit zu seiner Arbeit als Tagelöhner auf der größten Ranch der Umgebung. In ihrer Freizeit unternehmen sie Streifzüge in die Berge und stellen Fallen auf. Auch in der Schule spricht der Junge nicht, wo Gillian mit ihm zu tun hat, während Wendell zufällig in einer Kneipe ihre Tochter trifft und zwei Welten aufeinanderprallen. Als eines Tages eine Miliz bei Wendell auftaucht, um ihn als Aushängeschild zu rekrutieren – die Milizionäre verehren seinen Vater als Helden des Widerstands, weil er sich *zur Wehr* gesetzt hat –, spitzt sich die Lage dramatisch zu, denn Wendell will Gillians Tochter, die gerade zu Besuch ist, und seinen Ziehjungen beschützen und sich nicht der Miliz anschließen.

Jeder Zeile des Buches ist anzumerken, wie sehr der Autor das Leben in Montana schätzt, und die Leser*innen erfahren eine Menge über die sozialen Widersprüche im mittleren Westen der USA und die Entstehung einer Massenbasis für Donald Trump. Wie seine Protagonistin hält er nichts von Milizen und bewaffnetem und reaktionärem Widerstand gegen strukturelle Veränderungen und Umweltschutz. Doch zugleich ist zwischen den Zeilen zu lesen, dass viel zu wenig getan wird und wurde, um die einschneidenden Veränderungen für die Landbevölkerung abzufedern und Alternativen anzubieten. Es wird deutlich, eine sonderbare Erfahrung für urbane Leser*innen in Europa, dass der Lebensstil, den die Milizen, ins Reaktionäre gewendet, verherrlichen, auch von ganz ‚normalen‘ Leuten geteilt wird, selbst wenn sie sich für Umweltschutz einsetzen und Obama gewählt haben: so packt Gillian mal schnell zwei Gewehre ein, als sie glaubt, ihre Tochter sei in Gefahr, und mit ihrem Mann ging sie Elche schießen. Und der Autor lässt den Mörder von Gillians Ehemann auf der Flucht eine Art Tagebuch schreiben, in dem der Flüchtige an seinen Sohn schreibt und über sein Leben und seine Tat nachdenkt, jedenfalls soweit es seine Einstellung möglich macht; er bereut zwar den Mord, aber nicht seine reaktionären Ideale und seine Cowboyträume.

Lösungen bietet der Autor nicht an, so viel kann über das Ende verraten werden. Doch auch wer es unbefriedigend findet, dass die sozialen Spannungen scheinbar unentrinnbar bestehen bleiben, wird durch eine wunderbare Sprache entschädigt, oft lakonisch, die insbesondere bei der Beschreibung nicht-städtischer Umgebungen zu Höchstform aufläuft.

Joe Wilkins: Der Stein fällt, wenn ich sterbe. Lenos, 373 S., 26 Euro.

ZWEI MÄNNER IN EINEM POLO AUF DEM WEG ZUR OSTSEE

Eines Tages lernt Chris in einem Park in Leipzig Koller kennen. Chris ist vorsichtig, sein Selbstbewusstsein ist nicht besonders ausgeprägt, und die Welt erscheint ihm eher als etwas, gegenüber dem Grenzen das Mittel der Wahl sind, nicht als Ort, worin er lebt. Koller hingegen ist impulsiv, und er lebt, als gebe es kein Morgen. Beide wurden nicht von der Sonnenseite des Lebens geküsst. Das alte Klischee, das sich Gegensätze anziehen, setzt sich über seine Lächerlichkeit hinweg, und die beiden Männer verlieben sich ineinander; es ist Liebe auf den ersten Blick. Sie verbringen die Nacht zusammen, ohne sich zu berühren; Koller ist nicht nur spontan, sondern kann auch Situationen lesen.

Am nächsten Morgen beschließen sie, an die Ostsee zu fahren, in das Haus von Kollers gestorbener Großmutter. Sie leihen sich einen alten VW-Polo, und los geht's. Doch kaum haben sie Leipzig hinter sich gelassen, sprechen sie über Kollers Schwester, die dieser drei Jahre lang nicht besucht hat, und prompt drehen sie um und fahren in den Süden Deutschlands. Sie besuchen Kollers Schwester, die in einer Wohngruppe lebt, und unterwegs erfährt Chris, dass Koller Vater eines Kindes und die Mutter die Besitzerin ihres Gefährts ist. Das Kind lebt im Ahrtal, das gerade überschwemmt worden ist, und die Mutter bittet Koller telefonisch, im Hochwassergebiet nachzusehen, ob es dem Kind, das Koller noch nie gesehen hat, gut geht. So nimmt ihre Reise eine weitere Wendung, und die beiden versuchen, sich zu dem Kind durchzuschlagen – eine Reise mit vielen Hindernissen, äußeren wie inneren.

Unterwegs geraten die beiden Männer immer wieder aneinander und in sonderbare Situationen; nebenbei werden Bruchstücke aus der Geschichte anderer erzählt, die ihrerseits eher traurig sind und von Außen-seiter*innen handeln: von Chris' Mutter und der Mutter von Kollers Kind. Immer wieder bezweifelt Chris, dass Koller es ernst mit ihm meint, und jedes Mal, wenn Chris Verzweiflung überkommt und er

abhauen will, entpuppt sich Koller als erstaunlich lebenswert, empathisch und geduldig. Trotz aller Hemmnisse erreichen sie die Ostsee, wo weitere Tiefschläge auf sie warten.

Der Trip der beiden Frischverliebten ist etwas ganz Besonderes. Ihre Unterschiedlichkeit sorgt für lustige und tieftraurige Momente und Szenen, und obwohl die Wahrscheinlichkeit anfangs eher gering ist, dass beide zueinander finden – beide sind so ‚beschädigt‘ vom Leben, dass sie kaum aus ihrer Haut können –, geben sie sich Mühe, manchmal unter Schmerzen, den je anderen nicht einfach sitzen zu lassen und seiner eigenen, eher trostlosen Wege zu gehen.

Wie es den beiden gelingt, trotz aller Widrigkeiten die Ostsee zu erreichen und dort Zeit zu verbringen, ohne sich zu zerfleischen und sich zu verbiegen, ist eine wunderbare, lakonisch erzählte Geschichte; traurige Momente wechseln sich ab mit Lebensfreude und selbstironischen Einsichten, bei denen sich die Leser*in nicht über die beiden Männer lustig macht, sondern mit ihnen über sie und sich selbst lacht. Und wie bei jedem guten Road Movie bleibt das Ende offen, auf jeden Fall stürzen sie nicht über irgendeine Klippe in die Ostsee.

Annika Büsing: Koller. Steidl, 174 S., 20 Euro.

DIE LIEBE UNTER ALIENS

Der Weltraum ... unendliche Weiten. Abermilliarden von Planeten, auf denen Leben möglich ist. Aber wie mögen diese Außerirdischen wohl aussehen? Die Antwort, die der Zoologe Arik Kershenbaum in seinem Buch „Ein Naturführer durch den Kosmos“ gibt, lautet: Sie sehen aus wie irdische Lebensformen.

Er begründet diese Meinung durch die Evolutionslehre. Der Schlüssel dabei lautet Konvergenz. Spezies, die nicht näher miteinander verwandt und durch räumliche und zeitliche Entfernung voneinander getrennt sind, können sich äußerlich dennoch unglaublich ähneln, wie er am Beispiel des Delphins und des Ichthysauriers veranschaulicht. Wenn die Gesetze der Evolution, genau wie die physikalischen Naturgesetze, eine universal geltende Konstante sind, und nichts deutet daraufhin, dass dem nicht so sei, dann wirken sie auch auf anderen Planeten. Egal, wie rätselhaft und unverständlich die Biochemie außerirdischer Kreaturen sein mag, ob sie wie wir auf Kohlenstoff basieren oder auf Silizium, ob sie Sauerstoff atmen oder Bromwasserstoff, ihr körperliches Erscheinungsbild ließe sich immer logisch durch den Selektionsdruck erklären, dem die Kreatur bei ihrer evolutionären Entwicklung ausgesetzt gewesen ist.

Im ersten Teil des Buches nimmt uns der Autor mit auf eine spannende Reise durch die zoologische Vergangenheit unseres Planeten, die mit der Entstehung des ersten Lebens ihren Anfang nimmt. Ausführlich beschreibt er die einzelnen Bestandteile, die den meisten irdischen Kreaturen gemein sind, und deren verschiedene Baupläne. Er erläutert dabei die Vorteile der sexuellen Fortpflanzung, welche Fortbewegungsmethoden in welchen Umgebungen die höchste Energie-Effizienz haben und warum das Verursachen von Geräuschen die beste Signalmethode darstellt.

Im zweiten Teil geht es um Kooperation, Kommunikation und Intelligenz. Besonders in Schwung gerät Kershenbaum, wenn er über die Verständigung von Wölfen und Klippschliefern berichtet, handelt es sich dabei doch um sein persönliches Fachgebiet. Auch auf seinen eigenen Hund kommt er immer wieder zurück, insbesondere wenn es um Interspezies-Kommunikation geht. Bei der abschließenden Frage, wie groß die Ähnlichkeiten im Denken und Handeln zwischen uns Menschen und intelligenten Außerirdischen seien, geht er soweit zu sagen, dass wir uns so ähnlich seien, dass wir nicht anders könnten, als diese ebenfalls als menschlich anzusehen.

Der Reiseführer durch den Kosmos ist ein interessantes und lehrreiches Buch, das sehr zugänglich geschrieben ist und durch immer wieder auftauchende Anspielungen auf Star Trek erfreut.

Arik Kershenbaum: Ein Reiseführer durch den Kosmos. Matthes & Seitz, 351 S., 28 Euro.

IM HERZEN DES SAHEL

Seit einiger Zeit existiert keine vertrauensvolle Beziehung mehr zwischen Faydé und ihrer Mutter Kondem. Sie leben in einem kleinen Dorf in der Nähe der Stadt Maroua im Norden Kameruns, in der Sahelzone. Die Männer des Ortes sind so gut wie alle verschwunden, geflohen oder von Boko Haram ver-

schleppt. Sie fehlen als Menschen, aber auch als Arbeitskräfte. Die Familie lebt von ihrem Feld, welches Kondem und Faydé bewirtschaften. Deshalb konnte Faydé auch nicht weiter die Schule besuchen. Die Brüder sind noch zu klein, um zu helfen.

Jedes Jahr gibt es weniger zu ernten, es fällt zu wenig Regen, der Klimawandel ist spürbar. Die Familie hat nicht mehr genug zu Essen, obwohl sich hier meistens alle gegenseitig helfen. Viele Jugendliche und junge Erwachsene des Ortes sind nach Maroua oder in andere Städte gegangen, um dort zu arbeiten und ihre Familien mit dem verdienten Geld zu unterstützen. Das hat auch Faydé vor. Sie stößt auf den erbitterten Widerstand ihrer Mutter, die eigene Erfahrungen mit der Arbeit als Dienstmädchen gesammelt hat. Aber Faydé setzt sich durch, und eine Cousine vermittelt sie als Dienstmädchen in ein *gutes* Haus.

Natürlich ist es aufregend, und Faydé ist trotz der Einarbeitung besorgt, ob sie alles schaffen kann. Sie wird den Frauen des Hauses vorgestellt und lernt deren Kinder kennen, staunt über den Reichtum, den Überfluss und die Verschwendung. Alle ihr aufgetragenen Arbeiten erledigt sie sorgsam und genau. Ihre Freundinnen schärfen ihr ein, sie dürfe sich nicht wehren, und seien die Arbeitgeber*innen ihr gegenüber noch so ungerecht. Die Freundinnen unterstützen sich und helfen einander; alle hoffen, nicht immer als Dienstmädchen arbeiten zu müssen. Faydé möchte weiter die Schule besuchen, einen Beruf ausüben. Wird sie es schaffen?

Djaili Amadou Amal beschreibt beeindruckend die Lebenssituation der ländlichen, verarmten Bevölkerung im Norden Kameruns und deren Binnenmigration, um das Überleben zu sichern. Sie thematisiert auch den Klassismus und den Rassismus der Eliten gegenüber ihren Angestellten. Zwar wirkt die Situation der Dienstmädchen aussichtslos, aber sie wissen sich zu wehren und finden ungewöhnliche Auswege.

Djaili Amadou Amal: Im Herzen des Sahel, Roman, Orlanda, 249 S., 22 Euro.

„WERDEN WIR TANZEN NACH DER REVOLUTION?“

1923 in Hamburg. Klara Schindler, noch minderjährig, versucht sich als Tagelöhnerin halbwegs über Wasser zu halten. Im ganzen Viertel hungern die Menschen. Hier und da lässt sich noch etwas zu Essen organisieren. Arbeit, die etwas einbringt, gibt es nicht. Die Inflation und die Preise für Nahrungsmittel steigen. Zumindest findet Klara nach einiger Zeit eine Unterkunft: ein schimmeliges Kellerloch. Doch sie gibt nicht auf und organisiert sich in der KPD; sie will eine bessere Zukunft und eine gerechte Gesellschaft. Nach einiger Zeit ist sie für die Jugendarbeit zuständig, möchte aber mehr schreiben. Ihr großer Traum ist es, als Journalistin zu arbeiten.

So kommt sie auch zur Zeitung *Pranger*, der Zeitung der Hamburger Kontrollmädchen (Prostituierten), und lernt Ketty Guttmann kennen. Ketty versucht, die Kontrollmädchen zu organisieren, und setzt sich für ihre Rechte ein (sie ist eine Person, die wirklich existiert hat). Klara ist überwältigt und bewundert die Feministin, Kommunistin und Publizistin. Im *Pranger* kann sie ein paar Texte veröffentlichen. Durch die Vermittlung des KPD-Funktionärs Ernst findet sie eine Anstellung in einer Gummifabrik. Hier schuftet sie mit ihrer Freundin Selma Tag für Tag bis zur Erschöpfung.

Trotzdem wird sie von Ernst immer wieder ermahnt, auf Parteilinie zu bleiben und sich von Ketty zu distanzieren. Die Revolution werde vom Proletariat gemacht, und auf diesen Tag müsse strikt hingearbeitet werden. Ebenso solle sie sich von ihrer großen Liebe Selma fernhalten – so war damals die KPD-Moral. Klara ist innerlich zerrissen. Sie schließt sich dem Barmbeker Aufstand an.

Erwähnt sei noch der Schnitter, der sich auf den Straßen herumtreibt und Prostituierte ermordet oder verletzt. Sind Klaras Freund*innen in Gefahr?

Robert Brack schreibt über die Nicht-Goldenen-Zwanziger der Armen in Hamburg. Die elende Lage spitzt sich zu, und es kommt in einzelnen Stadtteilen Hamburgs zu bewaffneten Aufständen, die von Teilen der Bevölkerung unterstützt werden, aber schlecht vorbereitet sind. Es gibt viele Tote, und die Repression schlägt zu.

Robert Brack: Schwarzer Oktober. 160 S., Edition Nautilus, 16 Euro.

SUVs, TÄTOWIERUNGEN UND DIE SPICE GIRLS

Es gab einmal Zeiten, da machten keine SUVs Fußgänger*innen und Fahrrädern das Leben schwer. Bevor sie die Straßen verstopften und nicht in Parkbuchten passten, waren sie ein sehr, sehr seltener Anblick; Geländewagen waren eben im Gelände zu Hause, nicht in der Stadt oder auf Landstraßen. Doch dann kam 1993 *Jurassic Park* in die Kinos, vier Jahre später gefolgt von *Jurassic Park – Vergessene Welt*, und in beiden Filmen fuhren SUVs durch Dinosauriergehege. Im ersten Film linst ein Tyrannosaurus Rex durch die Fenster eines Ford-SUV, im zweiten wird einer von Mercedes zur Saurierbeute, wofür die Firma mit dem Stern 8 Millionen \$ hatte springen lassen. Nicht ein Tyrannosaurus oder ein Velociraptor war der Renner des Merchandising, sondern SUV-Modellautos eroberten die Kinderzimmer, und parallel zu ihren Verkaufszahlen explodierten jene der echten Autos.

In seinem Buch über die 90er-Jahre, *No Limit*, das auf die Bände über die 70er und die 80er folgt, versucht Jens Balzer, aus vielen solcher Anekdoten eine Gesamtschau des Jahrzehnts zu komponieren und sie in einen größeren Zusammenhang zu stellen, auf der Suche nach etwas, das vielleicht die Seele der 90er ausmacht. Natürlich kann ein Jahrzehnt nicht über einen Kamm geschoren werden, und so werden durchaus divergente Entwicklungen geschildert. Vieles klingt fremd – googeln war ein inexistentes Wort (auch wenn die Zukunft bereits ihre Schatten in die Gegenwart warf), Nirvana, Techno und Rap hingegen sind bis heute nicht ausgestorben (und Dinosaurierfilme auch nicht).

Techno eroberte nach dem Mauerfall leer stehende Räume in Ostberlin. Im Gegensatz zu älteren Jugendkulturen verzichtete Techno auf Zeichen der Zugehörigkeit, die elektronische Musik war für alle offen und lockte mit etwas Betörendem, mit ekstatischer Entindividualisierung. Jeder und jede konnte entgrenzende Erfahrungen machen, in der tanzenden Menge löste sich das Ich auf, ohne Kontakt zu anderen; die Tanzfläche wurde zu einer temporären autonomen Zone, in der die Einzelnen den Alltag hinter sich ließen und zugleich zu etwas Besonderem wurden, indem sie in der Masse zuckender Körper aufgingen. Dieses Paradox – das gleichzeitige Nebeneinander von Individualisierung und Entindividualisierung (und die Marginalisierung kollektiver Prozesse) – ist einer der Fäden, die sich durch das Jahrzehnt ziehen, ein Faden, der sich mit dem Neoliberalismus, der Postmoderne und dem technischen Fortschritt verknüpft.

Tätowierungen, Körperschmuck und Schönheits-OPs waren Anfang der 90er so rar wie SUVs. Freiwillige Körpermodifikationen machten ihre Träger zu Außenseitern, zu *Freaks* oder Angehörigen von Subkulturen, die freiwillig den Mainstream der Gesellschaft verließen. Kein Fußballspieler glänzte mit einem Tattoo, Fußballspielerinnen erst recht nicht, da sie von der Öffentlichkeit so gut wie ignoriert wurden, Sicherheitsnadeln im Ohr waren eine Domäne der Punks, und Männer mit Ohrringen zeigten subtil ihre Andersartigkeit an. Das tendentiell Anrühliche verwandelte sich jedoch in ein Vehikel für Individualisierungen, was durch einen gewissen Hang zum Exotismus verstärkt wurde, da Tätowierungen und Piercings aus präkapitalistischen und nichtwestlichen Gesellschaften und Gemeinschaften stammten. Sie galten als zartes antibürgerliches Statement; von *kultureller Aneignung* war damals noch nicht die Rede. Doch je mehr Menschen sich tätowieren ließen, desto weniger konnte ein Tattoo als Distinktionsmerkmal dienen; die Individualisierung endete in einer neuen Alltäglichkeit, und ein tätowierter Arm wurde so normal wie Turnschuhe an den Füßen oder ein SUV. Piercings hinkten hinterher, doch heute ist es nicht mehr ungewöhnlich, gepiercte Politiker*innen in den Nachrichten zu sehen, wie sie Unsinn von sich geben, etwas, was Mitte der 90er schlicht unvorstellbar gewesen wäre. Tätowierungen und Piercings sind ein Geschäft geworden. Es ist gleichgültig, was produziert wird, sofern genug Menschen dafür Geld ausgeben; was anfänglich individualisiert, erzeugt bald kollektive Individualisierungen, bis die Einzigartigkeit einer Tätowierung oder eines Piercings im Raunen der allgemeinen Warenproduktion untergegangen ist und neue Individualisierungsformen und Distinktionsmerkmale von den Rändern der Gesellschaft in ihre Mitte drängen, sofern sie in Waren verwandelt werden können. Diesen Prozess zeigen die 90er wunderbar – am Ende des Jahrzehnts haben Tätowierungen ihre Schmutzdeligkeit verloren, und einer der weltbesten Fußballer, David Beckham, stellt seine Tattoos auf dem Fußballplatz und somit im Fernsehen zur Schau, denn auch Fußball hat in den 90ern den Sprung zur 1A-Ware geschafft.

Als Nirvana ihr epochales Album veröffentlichten, drückte Kurt Cobain die Gefühle einer Subkultur aus, deren Angehörige ihr Glück im individuellen Rückzug aus der Gesellschaft suchten, von der sie nichts mehr erwarteten, die sie aber auch nicht verändern wollten – sie wussten Bescheid, sie kannten den Zustand der Welt und die Niederlagen all derjenigen, die die Welt verändern wollten. Selbst diese individuelle Verweigerung, die politisch folgenlos blieb, wurde zu Geld gemacht; Kurt Cobain scheiterte an diesem Widerspruch, während sich Nirvana-Musik auf der ganzen Welt wie warme Semmel verkaufte und die lässig-verwahrloste Kleidung des Grunge in Mode transformiert wurde.

Schönheits-OPs dienen der individuellen Herausstellung des eigenen Körpers. Diese Art der Individualisierung war absolut systemkonform und nahm spätere, verallgemeinerte Selbstoptimierungsstrategien vorweg – wie die Ich-AGs, die der SPD und den Grünen am Ende des Jahrzehnts vorschwebten. Anfangs waren Schönheits-OPs eine Frauensache, um ihr sexuelles Kapital zu erhöhen, ihr *Standing* in einer von Männern bestimmten Welt, doch es dauerte nicht lange, bis auch Männer sie entdeckten, um ihre gesellschaftliche Stellung zu festigen und sich von anderen Männern abzuheben.

Natürlich blieb es nicht aus, dass Individualisierungsprozesse und die Suche nach einer unverwechselbaren Identität gegenläufige Bewegungen anstießen – Individualisierungen kosten in der Regel Geld, und es gibt viele Menschen, die sich Tätowierungen, eine neue Nase, Markenschuhe, den neuesten Computer oder was auch immer nicht leisten können. Ältere kollektive Identitäten im neuen Gewand erhoben sich wie Gespenster der Vergangenheit – das fing mit Nazis an, die in Ostdeutschland eigene ‚autonome Zonen‘ aufbauten, und hörte nicht mit einer religiösen Neuerweckung auf, die nicht nur den fundamentalistischen Islam umfasst, sondern auch einen generellen reaktionären Backlash, der die individualisierte (und multikulturelle) Gesellschaft zum Feind erklärt. Solche Bewegungen bieten zwar betonfeste Identitäten, haben jedoch nur eine Perspektive: zurück in die Vergangenheit, und ihre Angehörigen finden ihre Individualität paradoxerweise in der Unterordnung unter Kollektividentitäten, wozu in der Regel explizit die Bekämpfung und Verdammung ausgelebter Individualität gehört.

SUVs sind ein Teil dieser Entwicklung: die ersten Käufer (eher weniger Käuferinnen) hoben sich durch das Einsteigen in ein überdimensioniertes Auto von der breiten Masse ab und stellten Wohlstand und Eigensinn zur Schau, während ihr gepanzertes Fahrzeug wie ein Schutzwall für ihre Individualisierung wirkte. Um die Veränderung des Klimas kümmerte sich in den 90ern niemand, obwohl bereits alle Daten abrufbar waren; als die Sorge ums Klima selbst zur Individualisierung beitrug, waren bereits so viele SUVs unterwegs, dass sich ihre Besitzer*innen inzwischen durch Trotz, durch ein renitentes *Die-Welt-ist-mir-egal* vom Rest der Welt abhoben, bis heute übrigens, worin sie wiederum religiösem Fanatismus nicht unähnlich sind.

Die Spice Girls waren eine aus Versatzstücken zusammengekleisterte Band – fünf junge Frauen, von denen jede einen anderen Typus verkörperte, um ein möglichst breites (weibliches) Publikum anzusprechen, die fünfte war eine Frau mit einem Vater aus der Karibik, die bezeichnenderweise gern in einem Leopardenkostüm und als *Scary Spice* auftrat. Bei den Spice Girls wurde die Nicht-Identität als Gruppe zum Charakteristikum der Gruppe, was möglicherweise einen großen Teil ihres Erfolgs erklärt, aber die Beliebigkeit hatte eine ganz bestimmte Grenze: den englischen Nationalismus. Die Spice Girls waren Vorläufer des Brexit, misstrauisch gegenüber Europa, wie sie sagten, eine von ihnen trat im Minirock mit aufgenähtem Union Jack auf – und sie waren begeisterte Anhängerinnen von Margaret Thatcher und machten sich über arme und den Sozialismus lustig. Sie waren ein geschickt vermarktetes Produkt und verbanden die grassierende Individualisierung mit der reaktionären Abneigung gegen eben diese, und nicht zufällig heirateten Victoria Adams und David Beckham, der Tattoo-Vorreiter im Stadion.

Das Buch von Jens Balzer buchstabiert solche Einsichten nicht aus, es ist keine theoretische Abhandlung mit Fußnoten und Literaturverzeichnis. Das Erhellende steht oft zwischen den Zeilen, zaghaft angedeutet, und beeinträchtigt keinesfalls die Lesbarkeit. Und selbst wenn die zarte Kritik an den Verhältnissen (die durch ihre Zartheit oftmals eindringlicher ist als jede Parole) ausgeblendet wird, bleibt eine wunderbare, wenn auch anekdotenhafte Geschichte der 90er übrig, in der Helmut Kohl glücklicherweise kaum vorkommt, aber dafür Quentin Tarantino und Kurt Cobain. Wer die 90er erlebt hat, hat manchmal mit ein wenig Wehmut zu kämpfen, und in einer Zeit ausufernder und rapider Veränderungen tut die Auffrischung der eigenen Erinnerungen gut; wer zu jung für die 90er ist, lernt eine Welt kennen, die merkwürdig fremd erscheint, ohne die das Heute jedoch kaum zu verstehen ist, eine Welt ohne Coffee-to-Go und ohne Cappuccino, in der es an Cafétischen im Freien nur Kännchen Kaffee gab?

Jens Balzer: No Limit. Rowohlt, 376 Seiten, 28 Euro.

BESSERWISSER, BESSERWISSERINNEN UND BESSERWISSERCHEN

Sie leben unter uns, unerkant, solange sie nicht anfangen zu sprechen – nein, eigentlich entpuppen sie sich erst im Gespräch mit anderen. Sie sind unauffällig oder auch nicht, groß oder klein, und sind unter allen Geschlechtern und in allen Weltgegenden zu finden. Manchmal sind sie sogar lustig, zumindest

glauben einige von ihnen, sie seien lustig – und natürlich halten sie sich für neunmalklug. Und es gibt kleine blaue, mit Brille, die eine rote Hose spazieren tragen.

Sie sind keine Aliens, auch wenn sie sich manchmal so verhalten, die Klugscheisser, Klugscheisserinnen und Klugscheisserchen. Ihnen haben Marc-Uwe Kling und Astrid Henn ein kleines bebildertes Denkmal zum Lesen gesetzt, das Kids und Erwachsenen gleichermaßen gefallen wird.

„Dürfen wir vor dem Schlafengehen noch was spielen“, fragte Tina. „Ja, dürfen wir?“, fragte Theo. „Bitte, bitte, bitte“. „Esst erst mal eure Teller auf“, sagte Papa. „Aber Papa“, sagte Theo. „Wie soll ich denn meinen Teller aufessen? Der ist doch aus Porzellan.“ „Der ist nicht aus Porzellan“, sagte Tina. „Der ist aus Keramik“. Papa seufzte“.

Tina und Theo Theufel (Teufel mit Th) sind mit ihren Eltern in ein altes Haus umgezogen, und dieses Haus hat einen Dachboden, wo ein kleines, blaues, nettes Klugscheisserchen wohnt, das nur für seinesgleichen sichtbar ist. Tina und Theo können es natürlich sehen, aber können es auch ihre Eltern erblicken?

Marc-Uwe Kling: Das Klugscheisserchen. Bilder von Astrid Henn. Carlsen, 65 S., 12 Euro.

(Außerdem hat Marc-Uwe Kling mit seinen beiden zwölfjährigen Töchtern eine nagelneue Fantasy-Krimi-Komödie geschrieben, in der ein Spurenfinder mit seinen beiden Zwillingkindern einen rätselhaften Mord aufklärt:

Marc-Uwe Kling/Johanna Kling/Luise Kling: Der Spurenfinder. Ullstein-Verlag, 324 S., 19,99 Euro).

DAS LEISE VERSCHWINDEN

Seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts veränderte sich das bäuerliche Leben in Westdeutschland durch Modernisierungsprozesse rasant; am Beispiel seiner Eltern und Geschwister zeichnet der Geschichtswissenschaftler Ewald Frie diese Umwälzungen nach.

Er interviewte seine Geschwister (zwischen dem Ältesten und der Jüngsten liegen 25 Jahre) zu ihren Kindheits- und Jugenderinnerungen und fasste diese zu einem wunderbaren, liebevollen und historischen Rückblick auf das bäuerliche Leben im Münsterland zusammen.

Die Geschwister wachsen auf einem Bauernhof in einer katholischen Familie auf. Die nächsten Nachbarn wohnen einige hundert Meter entfernt, bis ins nächste Dorf Nottuln sind es 2 Kilometer, und bis zur Großstadt Münster sogar 25 Kilometer. Mit der Dorfbevölkerung hat die Familie wenig bis keinen Kontakt. Zwar war das Dorf „der Ort der Kirche und des Frühschoppens, des Amtes und der Post. Die Volksschule war dort und die katholische Mädchenrealschule mit angeschlossenem Internat“. Aber im Alltag gab es keine Gründe für die Familie, dorthin zu gehen, es gab sowieso genug Arbeit zu erledigen zu einer Zeit, in der noch ein Pferd vor den Pflug gespannt wurde und auch alles andere mit körperlichem Einsatz erfolgen musste.

Auch dadurch unterschieden sich die Bauernkinder von den Dorf- und Stadtkindern, sie hatten weniger Zeit für Freizeitaktivitäten wie Fußball oder Freibad. Und sie schämten sich für den Geruch nach Kühen, die von den Geschwistern aufgetragene Kleidung und die bäuerliche Herkunft.

Bis auf den ältesten Sohn und Hoferben verlassen alle Geschwister den Hof und gehen ihrer Wege, immer unterstützt von den Eltern, die sich für ihre Kinder ein besseres Leben wünschten.

Ewald Frie beschreibt den „stillen Abschied vom bäuerlichen Leben“ sowohl aus der Sicht des Historikers als eben auch aus der eines Beteiligten und erzählt eine Geschichte, die vielen bäuerlichen Familiengeschichten ähnlich ist.

Ewald Frie: Ein Hof und elf Geschwister, Beck, 191 S., 23 Euro (auch als Büchergilde-Ausgabe).

REGEN UND SCHREIBEN

Kurz vor seinem 70. Geburtstag, so berichtete Ralf Rothmann auf einer Lesung im Herbst in Göttingen, rief ihn zu Hause das Deutsche Literaturarchiv Marbach an und erkundigte sich, ob er nicht seinen Vorlass im Archiv deponieren wolle, damit bereits jetzt sein Schaffen anhand seiner Notizen, Entwürfe, Manuskripte und Skizzen studiert werden könne, schon zu seinen Lebzeiten. Er sei ein wenig erschreckt gewesen, so alt fühle er sich noch gar nicht, so seine Reaktion auf das Ansinnen, und außerdem bewahre er die Manuskripte und Vorarbeiten seiner Romane, Kurzgeschichten und Gedichte eh nicht auf. Dennoch kam er ins Nachdenken,

und er erinnerte sich an seine vielen Notizbücher, in denen er unregelmäßig seit Jahrzehnten kleine Geschichten, Beobachtungen, Gedanken und Erlebnisse auf Reisen und im Alltag aufgeschrieben hatte. Manches davon habe er für seine Romane und Kurzgeschichten benutzt, das meiste aber nicht, und so beschloss er, statt seinen Notizbücher-Vorlass in einem Archiv überwintern zu lassen, Teile davon als Buch zu veröffentlichen.

So entstand die *Theorie des Regens*, eine Sammlung von Fragmenten, die sich manchmal über mehrere Buchseiten erstrecken und manchmal aus nur einem kurzen Satz bestehen. Sie sind grob chronologisch geordnet, und da einige oder viele von eigenen Erlebnissen und Reisen berichten, ergibt sich wie nebenbei eine bruchstückhafte Autobiographie mit vielen Lücken, der ungewöhnliche Werdegang eines Schriftstellers.

Es ist aber nicht das Persönliche, das die Fragmente zusammenhält, erst recht keine voyeuristische Selbstschau, das Ich bleibt angenehm im Hintergrund, sondern die Lesestücke sind verbunden durch die Liebe zur Sprache, zur genauen Beobachtung und dem Versuch, diese in Worte zu fassen – und es ist ein wenig möglich, dem Autor bei der Arbeit über die Schulter zu schauen. Jedes Wort sitzt, wie in einem Puzzle; es ist ein Vergnügen, den wunderbaren Umgang mit der Sprache zu erleben, auch wenn selten Wichtiges oder Weltbewegendes erzählt wird, und manchmal gibt es eine Pointe, die ein spontanes Lächeln oder Lachen nach sich zieht. Natürlich werden nicht alle Lesestücke jedem und jeder gefallen, dazu sind sie zu subjektiv, und es wird einige geben, die ein Stirnrunzeln nach sich ziehen oder ein Kopfschütteln. Wer kritische Zeitanalysen sucht, wird das vergeblich tun, oder nahezu vergeblich: in Ralf Rothmanns Beobachtungen geht es eher um Alltägliches und um Kleinigkeiten, die plötzlich, auf einzigartige Weise versprachlicht, eine Besonderheit ausstrahlen, die sonst im Alltag untergeht, und als Text einen Glanz versprühen, den der graue Nebel der Wirklichkeit ansonsten verschluckt.

Ralf Rothmann: *Theorie des Regens*. Suhrkamp, 215 S., 24 Euro.

FRED UND ICH

Anni ist 13 Jahre alt und wohnt in einer kleinen Stadt. Es ist Winter, und der See am Rande der Kleinstadt ist zugefroren. Jeden Morgen vor der Schule fährt sie heimlich dorthin, um mit dem Hammer ein Loch ins Eis zu hacken und sich im Eisbaden zu üben – zur Abhärtung.

Das Buch beginnt damit, dass sie in der Bäckerei, in der sie morgens Kaffee kauft, eine Begegnung mit einem Jungen hat, den sie noch nie vorher gesehen hat. Anni lässt ihren Hammer aus Versehen dort liegen, und der Junge fährt ihr mit dem Fahrrad hinterher, um ihn ihr zu bringen.

Am nächsten Tag treffen sie sich wieder früh morgens und gehen gemeinsam ins eiskalte Wasser, auf dem Kopf vorsorglich eine Mütze drapiert, gegen den Wärmeverlust. Als beide ihre Klamotten ausgezogen haben, bemerkt Anni, dass er Badeshorts trägt und Brüste hat.

Da endlich fragt Anni nach seinem Namen: Fred. Von Frederike, fragt sie? „Nix mit von und zu. Hab ich blaues Blut oder was?“

Anni nutzt an diesem Tag in der Schule den Informatikunterricht und googelt. Sie liest, dass mehr als zwei Geschlechter existieren, dass es Menschen gibt, die keins von beidem oder beides sind, oder dass Menschen bei der Geburt das falsche Geschlecht zugewiesen wurde. Dass es Fragen gibt, die Personen, die sich als trans* bezeichnen, nicht gestellt werden sollten, weil sie verletzend sind, und dass es neue Worte braucht.

Ein kleiner Roman mit nur 90 Seiten für Kinder und Jugendliche ab 11 Jahren über eine vorsichtige erste Liebe, in der Geschlecht keine Rolle spielt. Es geht auch um Freundschaft und Tod – zart und sehr gut nachzuempfinden.

Hach: *Fred und Ich*. Beltz, 94 S., 12 Euro.

ROMAN UNSERER MÜTTER

„Kenne ich das Gestern nicht, so werde ich mein Heute oder zukünftiges Heute nicht verstehen, denke ich. Die vielen Frauen, die dieses Land mit aufbauten und veränderten, finden sich in der deutschen Geschichte kaum wieder. Starke Frauen, mutige Frauen, unsere Mütter, unsere Großmütter.“

So beginnt die Erzählerin Su ihren Bericht über ihre *anne*, ihre Mutter, die die eigentliche Hauptperson des Romans ist. Su weiß, dass ihre Mutter eine der Frauen war, die in den Geschichten und der Geschichte der

Bundesrepublik nicht auftauchen. Die Erzählung zu „Gastarbeit“ ist absolut männlich geprägt, daher will Su die Geschichte der Frauen, die Geschichte ihrer Mutter und deren Freundinnen und Verbündeten erzählen.

Sus *anne* Nour ist 22 Jahre alt, als sie aus Istanbul loszieht, um die Welt zu sehen. Sie liest Bücher auf Französisch und hat ein Faible für Paris und Mini-Röcke; wo sie sich aber schließlich 1972 wiederfindet, ist ein kleines Dorf in der Oberpfalz. Hier tragen die Frauen noch Kopftuch.

Nour lebt mit vielen anderen Frauen in einem Wohnheim, die ihre Familien in Marokko, der Türkei, Jugoslawien oder Spanien zurückgelassen haben, um zu arbeiten und Geld nach Hause zu schicken. Manche haben vor, mit dem Lohn aus *Almanya* ein Haus zu kaufen oder zu studieren, andere hat die Notwendigkeit zu diesem Schritt gebracht: Teure Medikamente müssen bezahlt werden, oder der Lohn als Lehrer in der Türkei reicht nicht aus, um die Familie durchzubringen.

Sus *dede*, ihr Großvater, also Nours Vater, ist ein Mensch, der ihr Freiheiten lässt und sie ernst nimmt. Er ist es auch, der sie vor ihrer Abreise warnt: „Tochter, es wird nicht leicht für dich werden. Du hast einen starken Charakter. Starke Frauen haben es immer schwer. Aber du wirst es schaffen.“

Bei der Arbeit in einer Porzellanfabrik findet Nour Freundinnen, sie lernt Tülay kennen, und Mercedes, die ihr erzählt, dass sie schon 1964 in einer Keksfabrik in Barsinghausen gearbeitet hat. Dort sollten sie bei gleichem Lohn mehr arbeiten, und als eine der entlassenen Frauen den Direktor sprechen will und ein Ohrfeige kassiert, setzen sich die spanischen Frauen zur Wehr und streiken. Der Streik endet mit der Massenentlassung von über 300 Frauen, die zum Teil direkt ausgewiesen wurden – wegen „politischer Betätigung“, so lautete die offizielle Begründung.

Immer wieder wehren sich die drei Freundinnen gegen ungerechte Arbeitsbedingungen. Sie sind nicht bereit, still zu halten und sich ruhig zu verhalten, sondern verschaffen sich Gehör und Sichtbarkeit. Sie machen gemeinsam die Erfahrung, dass es erfolgreiche Kämpfe geben kann, wenn man sich zusammenschließt und gegen Ungerechtigkeit aufsteht.

Gün Tank: Die Optimistinnen, Fischer, 207 S., 22 Euro.

WIMMELBÜCHER

Wimmelbücher zu rezensieren ist gar nicht so einfach. Kein oder kaum Text, keine zusammenhängende Geschichte, sondern Wirrwarr und schöne bunte Bilder. Aber dieses Jahr sind zwei besonders schöne Wimmelbücher erschienen ...

So toll ist Göttingen

Dieses Wimmelbuch kommt fast gänzlich ohne Text aus, nur auf der Rückseite haben ein paar Figuren Namen bekommen, da sie auf jeder Seite des Buchs auftauchen und sich so kleine fortlaufende Geschichten ergeben. Wie der Name vermuten lässt, spielt das ganze Buch in Göttingen, die wichtigsten Orte werden gezeigt, zum Beispiel der Bahnhof, das Gänseliesel, die Schillerwiesen, der Kieselsee, das Lumiere, die Stadthalle und vieles mehr.

Wer genau hinschaut, wird auch den Roten Buchladen entdecken, eine Klimagerechtigkeits-Demo, Punks am Wall und noch einige Göttinger Besonderheiten mehr. Das ist der Reiz des Buches: viele kleine Stadtgeschichten für alle großen Menschen im Buch, die mit kleinen Menschen gemeinsam entdeckt werden können. Da stört es auch nicht, dass die örtliche Nähe der Schauplätze die Realität nicht unbedingt wiedergibt, so ist einfach mehr Platz für mehr schöne Orte in Göttingen.

Nora Tomm: So toll ist Göttingen. Ein schön gezeichnetes und witziges Buch für Kinder ab 2 Jahren. Hogrefe, 16 S., 15,95 Euro.

Stadtgewimmel

Die Autorinnen dieses Wimmelbuchs haben sich vorgenommen, eine inklusive diverse Utopie zu entwerfen und abzubilden. Menschen mit unterschiedlichen Voraussetzungen nutzen gemeinsam Räume, weil Behinderungen durch barrierefreie Zugänge ausgeglichen werden. Trans*Personen können in der Öffentlichkeit Babys stillen, Menschen mit Bart tragen Kleider, und Geschlecht ist nicht darauf angelegt, eindeutig zu sein zu müssen.

Ein wunderschönes, Mut machendes und zukunftsweisendes Buch für alle, die sich eine Gesellschaft wünschen, in der Differenzen in Bezug auf Herkunft, Behinderung, Geschlecht oder *Race* nicht bedeuten, dass es segregierte Wohnviertel, Kitas, Schulen und Spielplätze gibt. Es zeigt, dass Solidarität und Gemeinschaft,

gemeinsam zu tanzen, zu spielen, zu gärtnern oder Sport zu machen, möglich ist und vor allem eines bringt: Richtig viel Spass!

Kori Klima/Isabelle Göntgen: Wir alle im Stadtgewimmel. Orlanda, 14 S., 14,90 Euro.

GUT GESCHRAUBT IST BESSER ALS SCHIEF GEHEXT

Henriette ist eine junge Hexe, die aber das Hexen eher nebenbei und mit nicht sehr großem Erfolg betreibt. Ihr Interesse gilt nämlich viel mehr mechanischen Dingen; daher hat sie ihren Werkzeugkasten fast immer dabei. Auch den Hexenrock trägt sie nicht gern, sondern am Liebsten eine praktische Latzhose mit großen Taschen.

Eigentlich ist für Henriette das alles so in Ordnung, aber leider muss sie eine Prüfung ablegen, sonst darf sie gar nicht mehr hexen, und ein bisschen Magie braucht ihr fliegender Staubsaugerhexenbesen doch, um in der Luft zu schweben. Also bereitet sie sich mehr schlecht als recht auf die Prüfung vor, und es ist abzusehen, dass es schwierig wird. Da ergreift ihre Tante die Initiative und verwandelt sich äußerlich in Henriette, um der großen Peinlichkeit zu entgehen, dass ihre Nichte bei der Prüfung versagt. Henriette ahnt nichts davon und macht sich auf den Weg, wird aber vom Raben der Tante sabotiert.

Wie diese Situation zu lösen ist? So viel sei schon verraten, mit einem Schraubenzieher kommt man auch in der Hexenwelt ganz schön weit.

Ein Hexen-Kind, dessen Interessen und ungewöhnliche Vorlieben erst skeptisch betrachtet werden, bis auch Erwachsene erkennen, dass Henriettes Fähigkeiten und ihre Ideen erstaunlich gute Lösungen bieten. Das Buch macht Kindern Mut, Dinge auf ihre eigene Art umzusetzen und sich nicht unterkriegen zu lassen, auch wenn manche Sachen nicht so gut klappen, wie es von Erwachsenen erwartet wird.

Andrea Lienesch/Sabine Sauter: Henriette Huckepack – Gut geschraubt ist besser als schief gehext. Südpol Verlag, 128 S., 14 Euro. Für Kinder ab 6 Jahren zum Vorlesen oder später zum Selbstlesen.

Es gibt auch einen zweiten Teil: Henriette Huckepack – Puddingzauber im Hexengarten, Südpol Verlag, 128 S., 14 Euro.

DER PANDABÄR IST AUSGESTORBEN.

In einer Zukunft, gleich um die Ecke, reagiert die Welt auf das Aus des Pandabären, indem Zertifikate verkauft werden, die dazu berechtigen, Arten zu vernichten, analog heutigen CO₂-Zertifikaten. In diesem Hyperneoliberalismus, in dem Essen zum Luxusgut geworden ist und Engländer in finnischen Flüchtlingslagern leben, spielt dieser Roman.

Die Protagonistin erforscht den gemeinen Lumpfisch, der gerade zufällig ausgerottet wurde. Dabei steht ihr jemand zur Seite, der einen letzten Lumpfisch sucht, weil er sich mit Zertifikaten verspekuliert hat. Beide bewegen sich in einer Welt, in der sonderbare Dinge passieren, die ihre eigene Logik haben, die Logik des Kapitals, das noch vom Sterben der Arten profitiert.

Ned Beaman: Der gemeine Lumpfisch. Liebeskind-Verlag, 368 S., 24 Euro.